

(Nachdruck verboten.)

22]

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Nach den beiden Alten traten andere ein, dann wieder andere. Es war eine wahre Prozession von heulenden Weibern, die von allen Enden kamen, an das Bett traten, den kleinen Leichnam küßten und von ihm, wie von einem ihnen gehörigen Gegenstande Besitz ergriffen, ohne sich um Teresa und ihre Töchter zu kümmern, die, von den Nachtwachen und dem Sammern erschöpft, betäubt, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit rotem, von brennenden Tränen feuchtem Gesicht dasaßen.

Batiste sah auf einem Strohstuhl mitten im Zimmer und betrachtete mit blödem Ausdruck die Prozession dieser Leute, die ihm so viel zuleide getan hatten. Er haßte sie nicht, aber er empfand auch keine Dankbarkeit. Der Wutanfall vom vorigen Tage hatte ihn zerschmettert, und er sah das alles mit gleichgültigem Auge, als gehöre ihm diese Wohnung gar nicht, und als wäre der arme Kleine, der da ruhe, nicht sein Sohn gewesen.

Nur der zu seinen Füßen liegende Hund schien sich zu erinnern und den alten Haß zu bewahren; er beschnupperte mit feindseliger Miene diese Prozession von Köden, die da ein- und ausgingen, und knurrte dumpf, als ob er beißen wollte; er beherrschte sich wohl nur, um seinen Herrn nicht zu kränken.

Die Kleinen teilten die böse Laune des Hundes. Batistet betrachtete mit grimmiger Miene all diese Geschöpfe, die sich so oft über ihn lustig gemacht hatten, wenn er an ihnen vorüberkam, und flüchtete sich in den Stall, um nicht das arme Tier aus den Augen zu verlieren, das er nach der Vorschrift des am vorigen Tage herbeigeholten Tierarztes pflegte. Er hatte seinen kleinen Bruder sehr lieb, aber gegen den Tod gibt es nun einmal kein Mittel, und viel mehr beschäftigte ihn jetzt der Gedanke, daß das Pferd nicht lahm blieb. Was die beiden Jüngsten betraf, die im Grunde recht zufrieden waren, daß diese Trauer die Aufmerksamkeit der ganzen Ebene auf ihre Hütte lenkte, so hüteten sie die Tür und versperrten den Tünnen den Eingang, die wie Sperlingschwärme von allen Wegen und Fußpfaden herbeigelaufen kamen und in ihrer ungeduldrigen Neugier durchaus den kleinen Toten sehen wollten. Heute war ihre Zeit gekommen, sie waren die Herren. Und mit der Sicherheit des Besitzers drohten sie den einen und schickten sie fort, gestatteten wieder anderen den Eintritt, je nach der Behandlung, die sie selbst bei jenen dramatischen und blutigen Begegnungen auf dem Wege zur Schule von ihnen erfahren hatten. Die Halkunken! Es waren welche darunter, die hinein wollten, obwohl sie an der Schlacht teilgenommen, bei der der arme Pascualet sich seine tödliche Krankheit zugezogen hatte!

Das Erscheinen einer kleinen, blassen und schwächlichen Frau rief bei der ganzen Familie eine Sturmflut peinlicher Erinnerungen hervor. Das war Pepita, das Weib Pimentos. Sie kam also auch! Einen Augenblick hatten Batiste und Teresa die Absicht, Einspruch zu erheben; doch ihr Wille war wie gebrochen. Wozu auch? Sie war gekommen, und wenn sie nur kam, um sich über ihr Unglück lustig zu machen, so möchte sie lachen, so viel sie wollte. Wehrlos und vom Kummer erdrückt wollten sie sie gewähren lassen.

Pepita ging geradenwegs auf das Bett zu und schob die anderen Weiber zur Seite. Sie trug in ihren Armen eine große Garbe Blumen und Blattwerk, die sie auf die Decke streute. Die ersten Däfte des jungen Frühlings verbreiteten sich in dem Zimmer, in dem die Apothekengerüche umherschwebten, während die dumpfe Atmosphäre noch das Nöcheln und den Todeskampf des Sterbenden ausströmen schien.

Pepita, das arme Arbeitstier, die sich in der Hoffnung auf Kinderseggen verheiratet, und der die Aussicht für immer genommen war, wurde beim Anblick dieses kleinen Eisenbeinföpschens, den das wirre Haar wie mit einem goldenen Heiligenschein schmückte, von heftiger Nüßrung ergriffen.

„Mein Söhnchen! Mein Armes!“

Und über den kleinen Leichnam geneigt, weinte sie herzbrechend und berührte kaum mit ihren Lippen die kalte, weiße Stirn, als fürchtete sie, den Schlafenden zu wecken.

Als Batiste und seine Frau dieses Schluchzen vernahmen, erhoben sie überrascht das Haupt. Sie wußten wohl, daß sie eine brave Frau war, der Böse war er. Und die Dankbarkeit der Elternliebe glänzte in ihren Augen. Batiste war sogar sehr gerührt, als er sah, wie die arme Pepita Teresa und ihre Töchter umarmte und ihre Tränen mit den ihren vermischte. Nein, da gab es keine Falschheit und Doppelzüngigkeit; diese Frau war auch ein Opfer. Darum konnte sie das Unglück der Leute, die anderen zum Opfer gefallen waren, begreifen.

Die Besucherin trocknete ihre Tränen. Wieder erwachte die tüchtige und kräftige Frau, die an übermenschliche Arbeit gewöhnt ist, um ihr Haus in Ordnung zu halten. Sie sah sich mit mißbilligendem Blicke um. Es konnte nicht so weitergehen, das Kind im Bett und alles drunter und drüber. . . . Man mußte das Engeldchen zu seiner letzten Reise schmücken, es weiß anziehen und es rein und herrlich herrichten. Und mit ihrem Instinkt eines zum Kommandieren geborenen Geschöpfes, das sich auch Gehorsam zu verschaffen weiß, begann sie all diesen Frauen Befehle zu geben, die miteinander wetteiferten, um der bis dahin so verhassten Familie Dienste zu erweisen.

Sie erklärte, sie würde selbst mit zwei Gefährtinnen nach Valencia gehen, um das Leichentuch und den Sarg zu besorgen. Andere Frauen wurden nach dem Dorfe geschickt und zerstreuten sich dort in die Gehöfte, um die Gegenstände zu holen, die sie auf Pepitas Anordnung mitbringen sollten. Sogar der verhasste Pimento, der übrigens unsichtbar blieb, mußte an den Vorbereitungen an dem Begräbnis mitarbeiten. Seine Frau, die ihm unterwegs begegnete, gab ihm den Auftrag, nachmittags zur Beerdigung Musikanten mitzubringen. Es waren ja wie er Nichtstuer und Trunkenbolde, er würde sie sicherlich bei Copa finden. Und der Brahlhans, der an diesem Tage recht kleinlaut erschien, hörte seiner Frau zu, ohne ein Wort zu erwidern, und ertrug demütig mit gesenkten Augen, als schäme er sich, ihren gebieterischen Ton.

Seit der vorigen Nacht war er nicht mehr derselbe. Dieser Nachbar, der ihn herausgefordert, beschimpft und wie ein Hühnchen in seinem Hause eingesperrt hatte; seine Frau, die ihm zum erstenmal imponiert und ihm das Gewehr aus den Händen gerissen, der Mangel an Mut, der ihn gehindert hatte, seinem auf sein gutes Recht vertrauenden Opfer zu trotzen, das alles machte ihn bestürzt und verwirrt. Nein, er war nicht mehr der Pimento von früher. Er fing an, sich richtiger zu beurteilen, ja, er vermutete sogar, alles, was er gegen Batiste und seine Familie unternommen hatte, wäre ein Verbrechen gewesen. In einem gewissen Augenblick betrachtete er sich sogar selbst. War er wirklich ein Mann? Alle Gemeinheiten, die er und die anderen begangen, hatten schließlich nur ein unglückliches Kind umgebracht! Und wie er es von seinen früheren Tagen gewohnt war, wenn ihn die Unruhe quälte, so ging er jetzt zu Copa und suchte dort den Trost, den der Schenkwirt in seinem berühmten Schlauch in der Ecke für ihn bereit hielt.

Um zehn Uhr morgens, als Pepita mit ihren beiden Gefährtinnen aus der Stadt zurückkam, wimmelte es in dem Gehöft bereits von Menschen. Einige der friedfertigsten und ruhigsten Männer, die an dem Kreuzzug gegen die Eindringlinge am wenigsten teilgenommen hatten, bildeten mit Batiste eine Gruppe vor der Tür; die einen hatten sich nach Art der Mauren niedergekauert, die anderen saßen auf Rohrseßeln, rauchten und sprachen langsam vom Wetter und von der Ernte. Drinnen waren die Weiber versammelt, Weiber und immer wieder Weiber; sie drängten sich um das Bett, betäubten die Mutter mit ihrem Geschwäch, ließen sich wie in ihrem eigenen Hause nieder, sprachen von den Kindern, die sie selbst verloren hatten und schwachten von allen möglichen Geschichten der Huerta. Dieser Tag war für sie ein Festtag, und es kümmerte sie wenig, daß ihre Wohnung nicht reinlich und aufgeräumt war, und ihr Essen nicht auf dem Feuer stand; sie hatten ja eine Entschuldigung. Die Kleinen klammerten sich an ihre Röcke und stießen ein betäubendes Geschrei aus, die einen, weil sie nach Hause gehen, die anderen, weil sie das Engeldchen sehen wollten.

Einige alte Weiber hatten den Schrank geöffnet und gossen jeden Augenblick große Gläser mit Wasser voll, in die

Die Weib und Zucker taten, dann boten sie sie Teresa und ihrer Tochter an: damit sie besser weinen konnten. Und wenn die armen Frauen, die in dieser Sintflut von Zuckerswasser fast erkrankten, ablehnten, gossen die Weiber diese Erfrischungen in ihre eigene Kehle, denn sie mußten doch auch ihren Kummer hinunterspülen.

Sofort begann Pepita Ordnung zu schaffen. Alle hinaus! Anstatt die Leute zu belästigen, sollten sie die beiden von Schmerz erschöpften und von diesem Lärm betäubten Frauen lieber fortbringen. Zunächst weigerte sich Teresa, ihren Sohn auch nur auf eine Minute zu verlassen. Bald würde sie ihn nicht mehr sehen, man dürste ihr nicht die kurze Zeit stehlen, wo sie ihren Schatz noch betrachten konnte. Und sie brach in herzzerreißendes Schluchzen aus und stürzte auf den Leichnam zu, um ihn zu küssen. Doch endlich trugen die Bitten ihrer Tochter und der Willen Pepitas den Sieg davon, und die Mutter verließ, von einer großen Anzahl von Frauen begleitet, die Schürze vor dem Gesicht, stöhnend und schwankend das Haus, ohne auf die Weiber zu achten, die sie — eine jede nach ihrer Seite — zerrten und sich um die Ehre rissen, sie bei sich aufzunehmen.

Nun begann Pepita alles zur Leichenfeier herzurichten. Man stellte an der Eingangstür den kleinen weißen Tisch aus Fichtenholz hin, an dem die Familie aß, und bedeckte ihn mit einem Tuch, dessen Ecken hochgeschlagen und mit Nägeln befestigt wurden. Darüber breitete man eine gestärkte Spizendecke und stellte darauf den kleinen Sarg, den sie aus Valencia mitgebracht hatte. Ein wahres Juwel, das die Nachbarinnen bewunderten, ein weißer, mit Goldstreifen eingefaßter und im Innern wie eine Wiege ausgeschlagener Schrein. Pepita öffnete das Paket, in dem das letzte Kleid des Kleinen lag: das Leichengewand aus Gaze, mit Silberfäden bestickt die Blumengirlande und die Sandalen, alles ganz weiß wie Schneeflocken, ein Symbol der Reinheit des armen Engländerchens. Dann kleidete sie den Leichnam mit langsamen Bewegungen, mit der schenen Vorsicht einer Mutter, an. Mit der Aufwallung fruchtloser Leidenschaft drückte sie den kleinen, kalten Körper an ihre Brust, preßte mit peinlichster Sorgfalt die kleinen, starren Arme in das Kleidchen, als wären es Glasstückchen, die bei der geringsten Erschütterung hätten zerbrechen können, und küßte die starren Füße, bevor sie ihnen die Sandalen anzog. Endlich nahm sie ihn wie eine erfrorene weiße Taube in die Arme und legte ihn in den Sarg und stellte diesen auf den an der Schwelle des Hauses errichteten Altar, an dem die ganze von der Neugier angelockte Gartera vorüberziehen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Weihnachtspossen.

Großen Festen war seit alters die Zeit der Winter Sonnenwende gewidmet. In Deutschland huldigten unsere Vorfahren den Göttern, denen es endlich gelungen war, die Niesen zu besiegen und das Licht zur Herrschaft zu bringen. In Rom jubelte das Volk bei den üppigen Saturnalien. Manche Erinnerung an vergangene Lustbarkeit, mancher frohliche Brauch des Heidentums blieb dem christlichen Weihnachtsfest.

Noch im 19. Jahrhundert ließen an vielen Orten Deutschlands Wurschen und Mädchen während der Advents in den Nächten vom Donnerstag auf den Freitag durch die Straßen und klopfen an die Türen, die Ankunft des Heilands zu verkündigen, wofür sie ein Geschenk von Äpfeln, Nüssen und Kuchen erhielten. Man glaubte, daß in diesen Nächten die Teufel und Dämonen schwärmen durften, und wollte durch diesen Gebrauch die bösen Geister vertreiben. Man kann darin eine gewisse Ähnlichkeit mit den Lemuralien der Römer erkennen, von denen Varro und Ovid berichten. Wer in Rom die Voltergeister versöhnen und aus dem Hause jagen wollte, stand um Mitternacht auf, ging vor das Tor und warf etliche schwarze Wollwolle rückwärts über sich.

Zu den Weihnachtspossen gehören vor allem die deutschen „Weihnachtsspiele“, die hauptsächlich im Gebirge, in Steiermark und an der Donau aufgeführt wurden. Am berühmtesten war das Paradiespiel der Heilbauern am Neusiedlersee.

Diese Spiele gehen tief in das 14. Jahrhundert zurück und haben zur Meisterfängerzeit wohl ihre endgültige Gestalt bekommen. Einer der „Singer“ — wie die Teilnehmer genannt wurden — befiel den Namen Meisterfinger und spielte die Ehrenrollen Gottesvaters und des „Mikinius“, des ersten unter den heiligen drei Königen. Diese Ausdrücke mahnen an Hans Sachs, und die Meisterfingerschulen, die während des 16. Jahrhunderts in Steiermark, Kärnten und Oesterreich, ob wie nied der Enns, blühten. Ein älterer Bauer, der in geistlichen Liedern und Singweisen wohl bewandert war, gab den „Sternträger“, ein anderer den Erzengel

Gabriel, der auch Prolog und Epilog zu sprechen hatte. Maria — von einem Wurschen dargestellt — saß unbeweglich im weißen Kleid, das Haupt mit einer weißen Krone geziert, auf einem Schemel während der Geburt des Kindes, die plötzlich mit ein paar Worten als geschlehen bezeichnet wurde. Die Hirten und Könige kamen, beteten kündend das Kind an, wiegten und beschenkten es, „aber das Kind hat man sich bloß zu denken“, wie Flögel in der Geschichte des Protektionsmischen naïv erzählt. Joseph war sehr alt, klein, ging gebückt und hustete immer am Ende seiner Rede. Er trug ein kleines, aus Holz oder Stroh gefertigtes Gebäude in der Hand, das den Stall vorstellte, den man sich als Schauplatz der Ereignisse denken mußte. Diese naive Art, etwas anzudeuten, was man nicht darstellen konnte, findet sich vielfach in alten Spielen, Stücken und Bildhauerarbeiten. Das kleine Haus wurde in die Höhe gehalten, wenn die heiligen drei Könige austraten, Melchior, Kaspar und Balthasar, der als „Murnkönig“ (Möhrenkönig) einen schwarzen Schleier vor dem Gesicht hatte und dem Sternträger folgte. Unter den Hirten war der Knecht Crispus die amüsanteste Gestalt. Ganz verummummt, in Pelz gehüllt, ging er gebückt einher als Symbol der rohen, ungläubigen Heiden. Dieser Hirt mit dem „Zippelpelz“ — wie seine Verwandung hieß — kam auch in den slawischen Weihnachtsspielen als „Kubo“ vor. In Slawonien zeigen die anderen Hirten dem Kubo die Krippe und fragen, ob er glauben will. Er weigert sich und wird dafür geschlagen. In manchen Gegenden kam ein törichter oder harthöriger Hirt vor, der nicht verstehen wollte, um was es sich handelte. Die eigentliche komische Rolle gehörte aber dem Teufel, der eine furchtbare, gehörnte, schwarze Maske trug und einen langen Schweiß unter der Zade. Er hielt eine Peitsche in der Hand und ein großes Rauhorn. Entfesselt darauf tötend, rannte er durchs Dorf, die Leute zum Spiel einzuladen. Als Diener, Schalksnarr und Improvisator mußte er die Stühle stellen, die Lichter puzen, das Publikum mit der Annäherung im Zaum halten und es in den Rausen durch Witze erfreuen. Seine Rolle im Stück selbst bestand darin, den Herodes zum Kindermord anzurufen und ihn später zur Strafe für diese Tat zu hüten. Die spannendste und dramatischste Szene bestand darin, daß der Teufel mit Bravour durch die Schwertler der Kriegsgente, des Hauptmanns und des Pagen, die König Herodes verteidigten, durchbrechen mußte. Flögel erzählt, daß bei dieser Gelegenheit oft wirklich Blut geflossen sei, und „daß der Teufel vor diesem Auftritt einen guten Schluß habe trinken dürfen, um sich Mut zu machen“.

Auch in Schweden gab es mancherlei ausgelassene Weihnachtsspiele, die aber meistens schon im 18. Jahrhundert abkamen. Eines der berühmtesten war der Kampf um den Weihnachtshahn, der aus Stroh geflochten war und dem Stärksten als Trophäe zufiel, eine uralte heidnische Sitte, die schon zur Staldenzeit die lange Winternacht kürzen half.

Früher wurde das eigentliche Kinderfest bereits am Nikolaustag begangen, wo den Kleinen die süßen Gaben vom „Kampus“, vom „Nikolo“, vom „Habergais“ oder der Weihnachtsfrau — nach der Gegend verschieden — mitgebracht wurden. Die Sitte der Bescherung am heiligen Abend selbst ist erst im vergangenen Jahrhundert allgemein üblich geworden. Wie man überhaupt dazu kam, sich an diesem Tage zu beschenken, erklärt die alte Legende vom Bischof Nikolaus zu Myra in Lykien, der weit berühmt war wegen seiner Mildtätigkeit. Es hatte ein Bürger von Myra drei schöne Töchter, denen er aus Armut keine Aussteuer geben konnte. Da beschloß er, sie in die reichen Häuser zu ausgelassenen Festen zu senden, damit ihre Schönheit Geld verdienen solle. Dies hörte Bischof Nikolaus, vermunnte sich des Nachts, ging aus und warf dem Vater einenbeutel mit Geld ins Bett, wodurch es dem Armen ermöglicht war, seine Töchter auszustatten. Zum Andenken an diesen Kirchenfürsten erhielten die Kinder eine Bescherung, die man ihnen aufs Bett legte.

Auch das eigentliche „Narrenfest“, an dem in früheren Jahrhunderten selbst die Geistlichen in der Kirche zwischen Weihnachten und Neujahr gewisse Belustigungen sich erlauben durften, kann unter die Weihnachtspossen gerechnet werden. Das „Festum stultorum“, wie es die Kirche nannte, entstammt den römischen Saturnalien. Diese waren im Altertum die größten Feste in Rom; anfangs auf einen Tag beschränkt, wurden sie seit einer Bestimmung des Augustus auf sieben Tage ausgedehnt. Ursprünglich sollten sie das Andenken an den einfachen Zustand der Natur erneuern, wo die Menschen einander gleich galten, ehe sich der Unterschied der Stände entwickelt hatte. Daher wurde zum Gedächtnis an die goldene Zeit des Saturn den Knechten alle Freiheit erlaubt. Die Sklaven spielten unter sich den Gebieter, gingen in Purpur und weißen Togen, und wurden von ihren Herren zu Gast geladen und bedient.

In Holland hat sich ein ähnliches Fest lange unter dem Namen der „Jokmalen“ erhalten, bei dem die Edelknechte darstellten und die Knechte als Edelknechte auftraten. Man kleidete das Gesinde herrlich an und gab ihm ein köstliches Gastmahl. Die Herren und Damen wechselten den Anzug mit der Dienerschaft, bereiteten die Speisen, trugen sie auf und schenkten ein.

Daß auch das Narrenfest von den Saturnalien und dem damit verbundenen Neujahrtsfest abstammt, sieht man teils an der Zeit, in der es abgehalten wurde, teils aus der Ähnlichkeit der Gebräuche, indem niedere Geistliche in die Stellen der Bischöfe und Aebte traten. Mönche und Weltgeistliche wählten mit vielen lächerlichen Zeremonien einen Narrenbischof, der dann mit großem

Bomp in die Kirche geführt wurde; dort hielt er eine fröhliche Rede, auf die Tanz und Rummelschanz bis tief in die Nacht hinein folgte. Es wurde das Narrenfest in Deutschland am Tage der unschuldigen Kindlein gefeiert, in anderen Ländern erst am Dreikönigstage, in Paris am Neujahr, wo es das Fest der „Saoulsdiacres“ (der betrunkenen Diakone) hieß. Bei den Franziskaner-Mönchen kamen an diesem Tage an Stelle des Guadians und der Priester die Laienbrüder in den Chor, zogen zerrißene Priestergewänder an, hielten die Bücher verkehrt, hatten Brillengestelle auf der Nase, worin statt der Gläser Pommeranzenschalen befestigt waren, bliesen die Aische aus den Rauchfässern einander ins Gesicht oder streuten sie sich auf die Köpfe und sangen andere Lieder an Stelle der Psalmen und der Liturgie.

Dieses Fest wurde von den Kirchenvätern vielfach angegriffen, auf dem Konzil von Toledo im 7. Jahrhundert verboten, fand aber immer wieder Freunde und Verteidiger. Mit den ärgsten Ausschweifungen erhielt es sich noch bis in das 16. Jahrhundert, namentlich in Dijon und Regensburg, bis eine päpstliche Bulle vom Jahre 1552 dem alten Brauch ein jähes Ende bereitete.

Interessant sind die Verteidigungsgründe, mit denen die theologische Fakultät zu Paris sich des Narrenfestes annahm. Es hieß darin: Unsere Vorfahren, welche große Männer waren, haben dieses Fest erlaubt. Warum soll es uns nicht auch erlaubt sein? Wir feiern es nicht im Ernst, sondern nur im Scherz, und um uns nach alter Gewohnheit zu belustigen, damit die Nartheit, die uns eine andere Natur ist und uns angeboren scheint, wenigstens einmal im Jahre anstehe. Die Weinfässer würden platzen, wenn man ihnen nicht manchmal das Spundloch öffnete und ihnen Luft machte. Nun sind wir alle übergebundene Fässer und Tommen, die der Wein der Weisheit zerplatzen müßte, ließen wir ihn durch innerwährende Andacht und Frömmigkeit fortgären. Man muß ihm Luft machen, damit er nicht verdirbt. Wir treiben deshalb etliche Tage nach Weihnachten Pöffen, um später mit desto größerem Erfolg und Eifer zum Gottesdienste zurückzukehren.

Diese Argumente genügen nicht, das Fest fiel der strengeren und ernstern Richtung einer neueren Zeit zum Opfer. —

Alexander v. Gleichen-Rußturm.

Kleines feuilleton.

er. Unangenehm. „Aber, wie sieht es denn bei Euch aus?“ Frau Kanzleirat Werner blieb noch in der Tür stehen und starrte mit großen Augen in das Zimmer der Tochter. Es sah allerdings nicht sehr einladend aus, auf den Möbeln lag der Staub, die Stühle waren voller Sachen gepackt und standen wirr durch einander, man hatte sofort den Eindruck: hier ist heute nicht rein gemacht.

„Ja, schön sieht's hier aus? Nicht wahr?“ Die junge Frau kam ihr entgegen. „Ach, ich hab' ja solchen Aerger, ich bin ja außer mir, mir ist was Gräßliches passiert.“

„Marie ist nämlich weg, Großmama.“ Die kleine Zehnjährige hatte es offenbar sehr eilig damit, die große Botenschaft zu verkünden. Sie wirkte denn auch.

Großmama ließ sich mit einem wahren Aplomb auf den Stuhl fallen: „Marie . . . ist . . . weg? Aber . . . aber . . .“

„Na, laß Dir's bloß erzählen . . .“ Die Tochter nahm ihr Hut und Mantel ab. „Also gestern Abend kommt eine Depesche, sie sollte doch sofort nach Hause kommen, ihre Mutter läge im Sterben. Natürlich ist sie Hals über Kopf abgereist.“

„Ach so,“ sagte die Großmama. „Ich dachte schon, sie hätte gestohlen.“

„Ach, na so was macht doch Marie nicht.“ In der Stimme der jungen Frau lag ehrliche Entrüstung.

„Na, nein, aber beim Dienstmädchen denkt man doch zuerst immer an so was,“ suchte Großmama zu begütigen. „Nun sag mal aber bloß, was macht Du denn nun?“

„Wenn ich es nur erst wüßte!“ Frau Klottilde sezte sich gleichfalls. „Es ist geradezu ekelhaft! — Die ganze Arbeit muß man allein machen. Und dabei ist das Fest vor der Tür, wo alles reinzumachen ist. Na, ich bin ja auch in Verfassung!“ Sie trommelte nervös auf den Tisch.

„Das ist ja aber auch furchtbar unangenehm für Dich. Nimm Dir doch eine Frau, die alles macht.“

„Nimm Dir doch, das sagst Du so, nimm Dir doch! Wo denn her nehmen? Die Portierfrau wünscht mir wenigstens die Stuben an und trägt das Müll runter, zu mehr hat sie keine Zeit. Und 'ne fremde Frau? Denst Du, die kriegt man so vor Weihnachten? Die werden sich hüten, da ist ja Arbeit! Die Bande will doch nicht arbeiten.“

„Und wenn sie will, wird sie unterschämt mit ihren Forderungen.“

„Natürlich. Ich hab' bei der Schlofferfrau im Hinterhause anfragen lassen, ob sie nicht aushelfen will. Eins fünfzig verlangt sie als Anshülfe für den Tag, es ist ein Skandal! Muß mir überhaupt so etwas passieren! Nun hat man mal ein tüchtiges Mädchen, nun wird man sie auf solche Weise los.“

„Na, sag' mal, war denn das aber wohl so schlimm, hättest Du

sie denn nicht noch wenigstens zwei Tage hier behalten können, daß sie erst die Wohnung reine machte?“

„Hät' ich können? Nach doch was, wenn da gleich solche Depesche in's Haus kommt. Mutter Lungenentzündung, liegt im Sterben. Da war doch kein Halten mehr. Ich hab' ihr ja genug zugeredet, ihr gesagt, daß Lungenentzündung garnicht so schlimm wäre, und daß sie erst noch abwarten sollte. Je nein. Kein Reden half, halter die polter ging's weg. Heute habe ich selbst abgewaschen, meine armen Hände sind ganz rauh geworden.“ Sie streichelte die „armen Hände“ liebevoll.

„Ne, es ist ganz schrecklich.“ Großmama schüttelte das weiße Haupt. „Kommt denn Marie zurück?“

„Ja, das wollte sie ja, sobald es besser geht oder etwa — zu Ende ist.“ Das Letzte sagte sie doch etwas stockend. Es entstand eine kleine Pause.

Großmama spielte mit der Spitze des Tischläufers, Lotte aber, die sich bisher schweigend verhalten, sagte auf einmal altflug: „Du Mama, Marie hat aber gesagt, bei Lungenentzündung geht es schnell zu Ende, darum hat sie ja auch so sehr geweint.“

Die beiden Damen antworteten nicht. Erst nach einer ganzen Weile warf Frau Klottilde das Taschentuch, an dem sie herum-mürbelte haite, auf den Tisch und sagte zornig: „Na, ich will's ihr ja nicht wünschen, aber wirklich ich bin wütend, muß mir auch gerade zu Weihnachten so etwas Gräßliches passieren!“ —

k. Wie die Pariserin ihre Liebesbriefe schreibt. Es gibt eine Novelle von Maupassant, in der von dem tragischen Bruch eines Liebesverhältnisses erzählt wird; und zwar wird der junge Mann, der das Mädchen zunächst wirklich liebt, durch die Briefe, die sie ihm schreibt, in Nüchternheit verlegt. Anreden wie „Mein allerliebster Godet!“ häufen sich in geradezu unnatürlicher Menge, und je deutlicher diese Kosenamen die Liebe des Mädchens anzeigen, umso mehr lassen sie die des Mannes schwinden. Jedoch ist das eine Fein-sühligkeit, wie sie der durchschnittliche Franzose wohl nicht zu haben scheint. Sonst würden gar manche Liebesverhältnisse, anstatt durch Liebesbriefe angefaßt zu werden, sich viel eher ihrem Ende zuneigen. Wie eine Pariserin in einem englischen Blatt plaudert, sind Maus, Püschchen, Kage usw. besondere Kosenamen, die man in weiblichen Liebesbriefen sehr häufig findet. Ueberhaupt ist eine überschwengliche Tonart hier vorherrschend; und selbst in Briefen, wie sie sich in französischen Zeitungen finden, herrscht eine Leidenschaftlichkeit, die auf ein noch größeres Maß der Empfindung in Privatbriefen schließen läßt. So liest man z. B.: „Ich leide zu sehr! Ich bete Dich an und den stets an Dich; ich bin wie toll! Ich werde Dich ewig lieben. Wenn Du glücklich bist, vergiß mich; aber ich werde immer Dein eigen sein, auch wenn ich Dich nie mehr wiedersehe.“ Ein anderer solcher Liebesbrief lautet: „Meine einzig geliebte Taube, mein goldenes Götterbild, mein Alles! Dein Stillschweigen macht mich unglücklich, gib mir nur ein Zeichen, daß Du noch lebst und noch meiner gedenkst.“ —

Musik.

Vor kurzem wurden wir durch die Operette „Musette“ von Gerblay im Zentral-Theater an den Roman von G. Murger erinnert. Es ist merkwürdig und vor allem aus der großen künstlerischen Bedeutung dieses eigentlich gar nicht romanhaften Kosebildes vom Leben der Bohème zu erklären, daß die vier Künstlerfiguren Murgers und ihre zwei Hauptgeliebten, die mehr äußerliche Musette und die mehr innerliche Mimi, immer wieder in irgend einem neuen literarischen Zusammenhang auftauchen. Weisheitsweis ist Bierbaums Roman „Stilpe“ wenigstens mittelbar auf den Nachklang jener Phantasien eingerichtet.

Sodann aber kam die Wertwürdigkeit, daß zwei italienische Komponisten in einem und demselben Jahre mit zwei verschiedenen Kompositionen eben dieses Themas hervorgetreten sind: G. Puccini und R. Leoncavallo; beide im Jahre 1897, jener zu Turin, dieser zu Venedig. Noch dazu sind beide Komponisten gleich alt (geboren 1858). Jener hat sich außerdem durch die Opern „Manon Lescaut“ (1893) und „Tosca“ (1900), dieser durch seine sehr beliebt gewordenen „Pagliacci“ (1892) und vor kurzem durch seinen fff „Roland von Berlin“ bekannt gemacht.

Beide nahmen ihre Bearbeitung Murgers „Die Bohème“, Puccini übernahm eine Bearbeitung durch zwei italienische Lyriker, Leoncavallo besorgte diese Arbeit selber; der Uebersetzer ist in beiden Fällen Ludwig Hartmann. Die Mitarbeiter Puccinis bemerken in ihrer Vorrede, daß sie dem Uebersetzer nicht Schritt für Schritt gefolgt sind, sondern sich mehr an seinen substantiellen Inhalt gehalten haben, sowohl wegen der Bühnenmöglichkeit, wie auch wegen des musikalischen Bedürfnisses. Leoncavallo spricht sich darüber nicht aus, hält sich aber, soweit unsere Erinnerung an Murger reicht, äußerlich etwas enger an diesen.

Damit ist schon eine Eigentümlichkeit des Gesamtwerkes von Leoncavallo angegeben: die Verdienste im Neujährlichen. Vergleichend wir beide Lyrikerbücher miteinander, so fällt der Vergleich zugunsten jener Mitarbeiter von Puccini aus. Vor allem stellen sie von vorn herein die Verformung als solche mit einer möglichst bestimmten Charakteristik, und zwar als innerlich angelegte und von Gemüt zu Gemüt sympathische Menschen dar, so daß sich alles Weitere darauf aufbauen kann. Leoncavallo gibt zwei Akte Operette und setzt dann zwei Akte einer larmoyanten Tragödie darauf. Er führt uns zuerst in die Unterhaltungen des Stammcasé, dann in

den Hof des Hauses von Musette, wo ein wirkungsvolles nächtliches Treiben beginnt, weiterhin in das Stübchen des Malers, wo ihm Musette durchgeht, und schließlich in das Stübchen des Dichters, wo das graue Elend mit dem Tode der kranken Mimi endigt. Puccini dagegen beginnt mit der heillosen Armlosigkeit in der Mansarde, läßt dann auf der Straße vor dem Caféhaus spielen, fügt drittens eine Winterzene am äußeren Boulevard hinzu, und schließt mit dem Ende in der gemeinsamen Mansarde. Er nennt sein Werk nicht Oper, sondern „Szenen aus“ usw. „in vier Bildern“, ähnlich wie Tschaikowsky seinen „Eugen Onegin“ nicht als Drama, sondern ebenfalls als lyrische Szenen bezeichnet hat. Dabei aber sind gerade diese beiden musikalischen Werke verhältnismäßig gute Dramen. Leoncavallo nennt sein Werk „Lyrische Oper“; nur daß sie weit weniger Oper und weit mehr Szenen-gelbde ist, als jene zwei Stücke, und daß das Lyrische zwar vorhanden ist, aber mindestens nicht aus dem durchaus epischen Geiste der Murgerschen Vorlage heraus. Weniger gewichtig ist, daß er, um reichlich lyrisch zu werden, zahlreiche derartige Stücke bringt, unter anderem nach einer Canzone von A. de Musset. Sein Text ist jedenfalls lyrischer als der andere und im einzelnen manchmal recht hübsch. Wir zitieren:

Zwei Schatten toter Liebe
Ich sing' das „de profundis“
Zwischen Pfeife und Becher
Im Stil vergnügter Jecher! . . .

Die Puccinimänner sehen von diesen lyrischen Deforationen so gut wie ganz ab.

Die Oper von Puccini hörten wir vor mehreren Jahren bei Kroll, als die abgebrannten Stuttgarter hier gastspielten, und wir konnten im ganzen unsere Anerkennung über den künstlerischen Wert des Werkes ausdrücken. Vorgestern (Montag) bekamen wir nun die andere Oper zu hören, nachdem sie wenigstens unseres Wissens in Berlin noch nicht erschienen war. Also: Komische Oper unter Hans Gregor, „Die Bohème“ von Leoncavallo. Diesmal mußte man nicht bis 1/2, sondern nur bis 1/2 12 Uhr standhalten, also vom Anstellen an der Kasse angefangen nur volle vier Stunden, diesmal mit etwas bescheideneren Zwischenakten. Eingeschaltet darf hier wohl werden, daß für Operaufführungen der ohnehin schon späte Beginn um 8 Uhr erst recht zu spät ist.

Der Beifall war so groß, wie er in Berlin bei solchen Gelegenheiten zu sein pflegt, zumal wenn das Publikum dazu beitragen kann, daß die Darstellenden den Komponisten mehrmals aus den Kulissen herauszerrern. Ob ohne die Anwesenheit Leoncavallos dieser Erfolg eben so groß gewesen wäre, wissen wir nicht. Aber jedenfalls haben nicht bald die Mitwirkenden einer Theateraufführung die äußeren Ehren so reichlich verdient, wie die von diesem Abend. Angefangen vom Dirigenten Egitto Tanco bis hinab zu den geringeren Helfern waltete nicht nur ein trefflicher Gemeingeist, sondern auch eine Fülle von einzelnen besten Leistungen. Man müßte sich, was hier zu weit führen würde, in gesangstechnische Einzelheiten vertiefen, um sich etwa mit dem Gesange der Vertreterin Mimi's auseinander zu setzen. Lola Artôt de Padilla stammt wahrscheinlich aus der längst berühmten Familie dieses Namens, welche unsere Eltern namentlich schätzen lernten in der dramatischen Sängerin Desirée Artôt, vermählt mit dem Sänger Padilla y Ramos, welche beiden unseres Wissens noch in Paris leben und längere Zeit in Berlin waren. Die uns bekannt gewordene Trägerin dieses Namens verfügt jedenfalls über eine sympathische Gesamthaltung und Stimme, auch wenn diese etwas beschränkt ist. Die beiden anderen Frauenrollen waren in den Händen zweier uns schon bekannter Sängerinnen jenes Theaters gut aufgehoben; neben der bedeutenden Leistung von Hedwig Rauffmann-Francillo als Musette führte Harriet Wehnée die Rolle einer Mätterin namens Euphemia durch.

Unter den männlichen Darstellern gab der uns schon vertraute Tenor Jean Nabolowitch als Maler Marcell eine so bedeutende, reichhaltig durchgearbeitete und den Künstler ersichtlich selber so ergreifende Leistung, daß in der Geschichte des Tenorwesens beinahe von einem Ereignisse gesprochen werden kann. Wenn wir schließlich die übrigen Herren nicht aufzählen, so ist es deshalb, weil wir wenig über das Mehr oder Minder ihrer tüchtigen Leistungen sagen könnten, so lange es sich nicht um Detailkritik handelt. Dagegen war in ähnlicher Weise wie neulich eine Rolle in unangenehmer Ueberdrehungsweise verdorben: die des Besitzers vom Caféhaus. Zu dem Szenenbild usw. trugen wieder mehrere Künstler und Geschäfte bei. In magisch beleuchteter violetter Seide und dergleichen scheint es in diesem Theater niemals zu fehlen. Die tollen Szenen des zweiten Aktes, im Hofe des Hauses von Musette, waren natürlich für die Ausstattung- und Regiekunst des Hauses eine besonders günstige Gelegenheit. Das Orchester und sein schon genannter Leiter leisteten beiräthlich mehr, als in solchen Fällen geleistet und hingenommen wird.

Und die Komposition? Die bespricht man doch, bevor man die Mitwirkenden bespricht? Wenn sie's verdient. Leoncavallo hat, wie schon angedeutet, äußerliche Anforderungen sehr reichlich erfüllt. Er hat sogar in den zwei ersten Akten gezeigt, zu welchen Höhen sich die Operettenkomponisten ausschwingen können, und bot gegenüber dem Berliner Roland geradezu eine Erholung. Der

Rest ist leider nicht Schweigen, sondern jene pathetische Aufgeregtheit des italienischen „Verismus“, die wir von Mascagni, Giordano, Tascia usw. leider ausgiebig kennen. — sz.

Gesundheitspflege.

hr. Die Hygiene des Schuhwerkes. Zahlreich sind die Fußkrankheiten, welche durch zu enges Schuhwerk herbeigeführt werden: der Plattfuß, der Schweißfuß, Verrippelungen der großen Zehen, welche über oder unter die anderen Zehen geschoben werden, gehören hierher. Die häufigsten Folgen engen Schuhwerkes sind die Hühneraugen und eingewachsenen Nägel, letztere entstehen dadurch, daß der innere Rand des Nagels nach abwärts gedrückt wird und ins Fleisch einwächst. Auch der sogenannte „Ballen“ ist auf Druckwirkung zurückzuführen. Der Schuh darf demnach nicht zu eng, nicht zu spitz und nicht zu kurz sein. Nicht alle Fußkrankheiten fallen übrigens dem unzumutbaren Schuhwerk zur Last. So ist der Plattfuß nicht nur die Folge von unzumutbarem Schuhwerk, sondern von zu früher Anstrengung des Fußes. Man findet ihn daher vornehmlich bei jungen Leuten, die viel laufen und stehen müssen. Auch eine gewisse Familienerblichkeit kann vorhanden sein. Nach Ansicht Prof. v. Lesfers in Halle befördert die Leistenfabrikation aus Bequemlichkeitsgründen die schon vorhandene Neigung zur Plattfußbildung. Soll der anzufertigende Leisten richtig ausfallen, so muß zunächst die entsprechende Sohlenform des nicht belasteten und nicht vom Strumpfe eingehüllten Fußes angefertigt werden. Dann darf der Vorderfuß des Fußes nicht schnabelförmig nach oben gebogen sein. Notwendig ist nach Prof. v. Lesfer, daß über die Art und Weise, wie das Schuhwerk bei normalen Füßen und noch mehr wie es bei erkrankten Füßen angefertigt werde, in ärztlichen Kreisen bessere Kenntnis verbreitet werde, als es bis jetzt der Fall ist. Die Anfertigung des Schuhwerkes muß in bestimmten Fällen ärztlich überwacht werden, alsdann wird die Zahl der Plattfußbildungen und Plattfußbeschwerden abnehmen. Dann wird auch stets als Grundsatz gelten, daß ein elastischer, schmerzloser und schöner Gang die Hauptaufgabe des Schuhwerkes ist, und nicht ein eleganter, schön sitzender Stiefel. —

Humoristisches.

— Vorsorglich. Frau (zu einer Freundin): „Du glaubst garnicht, wie vorsorglich mein Mann ist, . . . im Oktober hat er bereits alles zusammengepumpt, was wir zu Weihnachten brauchen!“ —

— Fatales Mißverständnis. Wirt: „Es ist schrecklich, wie mir die Katzen im Hof über die Lauben gehen!“

Gast: „So schlachten Sie sie doch lieber.“

Wirt: „Geht auch nicht. Dann nehmen wieder die Mäuse überhand.“ —

— Kinder des Lustspiel dichters. Besucher: „Warum haben die Kinder denn eben so krampfhaft gelacht?“

Dienstmädchen: „Der Papa hat ihnen sein neues Lustspiel vorgelesen.“

Besucher: „Ist das denn gar so spaßhaft?“

Dienstmädchen: „Das nicht; aber wenn sie nicht lachen, dann gibts Ohrfeigen.“ — („Wegendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Einen Kindernachmittag veranstaltet die Neue freie Volksbühne am 17. Dezember in der Ressource für die Kinder der Vereinsmitglieder. Arrangiert ist das Fest von Hans Ostwald und Egon Hugo Straßburger. —

— Leonid Andrejew's neuestes Werk ist ein Drama aus den Zeiten der französischen Revolution. Der Dichter, der gegenwärtig in Berlin lebt, wird das Stück demnächst vorlesen.

— Der Lachsfang im Rhein und seinen Nebenflüssen ist seit Jahren nicht so ertragreich gewesen wie dieses Jahr. Es werden viele und große Fische (bis zu 33 Pfund) gefangen. Der Fischereiberechtigte in der Elz von Kollmarsreuth bis Niegel fing bisher 12 Zentner dieses Fisches. —

— Was ist ein Teich? Aus einer Sammlung merkwürdiger Schulaufsätze teilt der „Nat.-Z.“ ein Leser eine Probe mit. Der Aufsatz ist von einer Schülerin der ersten Klasse einer Gemeindevorschule geschrieben, einem geweddeten Mädchen, und behandelt die vorstehende Frage in folgender Weise: „Ein Teich ist eine kleine Wasserlandschaft, welche das Gegenteil einer Insel bildet. In demselben leben Fische, Würmer, Schilfrohr, Enten und Gänse und beim Baden auch Menschen. Ist der Teich groß, so heißt er See, z. B. Ostsee. Ist er salzig, nennt man ihn Meer, ist er sauer, so heißt er Sauersee. Ist ein Teich so groß wie ein Bachsack, wird er Pflüze genannt und wird nur von Kindern benutzt. Liegt er in der Nähe von Menschenwohnungen, wird er zum Waschen, Kochen, Bleichen und zur Wiesenerwässerung benutzt. Im Winter fährt man ihn teilweise in einen Eiseffler, im Sommer zu beliebiger Benutzung. Will man einen Teich baden und genießen, so schreibt man ihn hinten mit einem g.“ —